



Gewogen und Dahin

Schon früh fällt mir das Boot auf, das an meiner statt an der Insel Jbyko angelegt hatte; es schaukelt mit seinem grünen Bug in den Wellen; sein Bootsführer bleibt unerkannt, ebenso der Zweck eines Besuchs. Vielleicht ein Überraschungsgast? In letzter Zeit sind mir so viele alte Freunde erschienen – warum dann nicht auch auf »meiner« Insel?

Derweil verstärkte sich die unstillbare Sehnsucht nach Annie. Deutlich zu fühlen ist nun, daß ich sie um jeden Preis zurückhaben will! Wie schön es wäre, so denke ich weiter, wenn sie es sey, die mit dem Boot angelegt habe und zum Haus gelaufen ist!

Von Ungeduld beinahe ohnmächtig werde ich im Moment der Bestätigung meines Verdachts: In dem Boot, neben dem ich am Steg angelegt habe, liegt ein kleiner brauner Leder=Rucksack. Ein Rucksack, wie ich ihn nur von einer Person auf der Welt kenne. Mißtrauisch beuge ich mich hinüber und greife nach der Tasche, nehme sie an mich und halte sie ehefürchtig in den Händen. Die Erinnerung dringt hervor, daß ich mir zu früherer Zeit nichts mehr gewünscht habe, als diesen Rucksack wie im jetzigen Augenblick an mich zu binden und ganz nah zu sehen. Welch' unbeschreibliche Geheimnisse er wohl enthält?

Das, wofür ich von anderen, unverliebten Menschen zurückgestumpft werde, mag anachronistisch und naiv klingen: Sich an einem Rucksack zu ergötzen, als sey es der wertvollste Edelstein – Hah! In Wirklichkeit haben nicht alle »edlen Steine« der Welt einen Wert zusammen, der dem des Rucksacks meiner Geliebten nahekommt! In der Tat fiel mir kaum etwas Kostbareres ein als ihr Tagebuch oder gar ihr gesamtes Fotoalbum! Wie mein eigenes Leben würde ich auf solche Dinge achten; und die Edelsteine dafür nach denen werfen, die danach trachten, mir die Dinge wieder abzunehmen!

Die Vorräte lasse ich zunächst im Boot liegen und folge dem geheimnisvollen Fremden, der meine Insel betreten und ganz offensichtlich Einzelheiten aus meiner romantischen Hingabe, geheime Triebe und Sehnsüchte aus meinem Leben kennt, auf die ich anspreche. War der Rucksack gar absichtlich platziert worden, um mich auf eine falsche Spur zu führen? Oder ist er vielmehr Ausdruck der typischen Schusseligkeit meiner geliebten ... – an dieser Stelle will ich nicht zu viel vermuten. Das Paranoide droht die Besonnenheit zu besiegen.

*

Zweites Kapitel: Um Fornburg

Der durch Fornburg fließende Bach heißt Ellrich und wurde nach einem Knaben benannt, der vor zwei Jahrhunderten darin ertrunken sein soll; man ehrte sein Ableben damit, indem man das Wasser nach ihm nannte. Der Bach selbst scheint aus dem sog. Östlichen Gebirge zu kommen, das, anders als sein Name es vermuten läßt, eigentlich im Westen des Landes liegt. Es heißt weiter, daß es sich aus einer bis in jede Richtung zum Horizont reichenden Gebirgskette zusammensetzt, deren Grenzen noch niemand zu erforschen fähig gewesen wäre. So unerreichbar wie der Himmel sollen manche der Gipfel sein, und nur eine Handvoll Wege führen durch es hindurch. Viele andere Pfade enden abrupt und ohne Grund, oder an einer steilen Felskante.

Ebenso weit wie die einsamen und vereisten Berggipfel liegen die fernen Inseln im Meer, die man kaum mit bloßem Auge zu erspähen fähig ist. Lediglich an wenigen Tagen im Jahr ist die Luft so klar, daß man deren winzige Umrisse sich einzubilden erlauben darf. Ansonsten erscheint einem die See wie der tiefe Blick in die blaugraue Pupille eines wahnsinnigen und ebenso einsamen Schriftstellers und Weltverbesserers, von dem man weiß, daß er eigentlich recht hat.



Die See ist ruhig und reich an Fisch, was wohl damit zusammenhängt, daß in ihr nur wenige fischen. Einige der um Fornburg liegenden Wälder sind innerhalb eines Tagesmarsches zu erreichen und es hält sich erstaunlich viel Wild darin auf. Mit einigen wenigen Fallen kann man in nur Stunden Kaninchen und anderes Kleinwild bändigen; selbst Wildschweine lassen sich gelegentlich auf unseren entfernt liegenden Feldern in der Dämmerung blicken. Näher trauen sie sich aber nie heran.

Die weiten Grasländer und an Krautartigen aufgefüllten Wiesen erdrücken Fornburg wie ein zu eng geschnallter Gürtel. Sie umschließen die Siedlung vollständig. Das duftende Gras wächst das ganze Jahr hindurch und ermöglicht die Zucht von Wildblumen sowie die Ernte von Kräutern für die Arznei oder den Kochtopf. Außerdem locken die weiten Ebenen Wiesen an, deren Stöcke sich gelegentlich in Gärten der Imker oder im Dachgiebel der größeren Häuser finden. Sie scheinen das harmonische Zusammenleben genauso zu schätzen, wie die Einwohner von Fornburg selbst.

Zwischen den Häusern und in Fornburgs Flanke haben die Einwohner eine Vielzahl von Äckern bestellt; der Boden ist für allerlei Pflanzen geeignet, hauptsächlich jedoch Spreitenkorn. Gleich hinter der Mühle ist der

beste Platz um Kohl anzubauen, dahinter folgen nach Norden die Stekrüben.

Im Frühjahr und im Spätherbst kommt es zu einer starken Tide, die die untere Küstenebene mit salzigem Meerwasser überschwemmt. Wer seine Felder günstig anlegt, braucht für Dünger nicht zu sorgen. Muscheln, Krebse und allerlei andere im Wasser treibende Dinge bleiben oft zurück. Der Boden ist insgesamt von guter Qualität, wenn auch nicht so gut wie durchlüfteter Torfboden. Da es aber genug düngendes Vieh gibt, sollte der Boden bei ausgeglichener Landwirtschaft alles hervorbringen, wie es ein guter Boden ohne Zuhilfe vermag.

Sowohl einige wenige Kinder, als auch Hühner, Schafe und Ziegen gibt es im Ort und auf Weiden um ihn herum. Die Kinder treiben sie über die Weidegründe, wenn sie nicht gerade mit etwas anderem beschäftigt sind. Auch die Alten, denen belastende Arbeit nicht mehr möglich ist, erheitern sich an der leichten Tätigkeit, mit einem Stock und einem Hund die zahmen Haustiere zu hüten.

Der Grund in und um Hornburg bietet alles, das einen vernünftigen Menschen befriedigen wird. Nicht mehr und nicht weniger.

Diese letzten Worte schallten mir im Gedächtnis umher, während ich das Lesezeichen einlegte und nach dem Fertigllesen dieses eigenartigen, wenn auch erleuchtenden Kapitels aus Orens Buch daselbe zuschlug und leise beiseitelegte. Das geschah gestern Abend. Erst wenn man isoliert ist, z. B. im Gefängnis verweilt, seine Zeit auf einer abgelegenen Insel zubringen muß oder sich in einer anderen abgegrenzten Lage, ob freiwillig oder nicht, befindet, wird die wenige verfügbare Literatur zu verstehen lernen und seine innovativen und geschicklichen Fertigkeiten zu Vollendung bringen; er wird jedes der wenigen Bücher mehrfach lesen und über die Worte nachdenken, anstatt sie nur, gleich Atemluft, aufzunehmen und sogleich wieder abzustoßen.

In diesem Moment hatte ich in der Tat das Gefühl, etwas mehr zu verstehen. Mein träger und vor zufallenden Augenlidern drohender Blick starrte an die Wand gegenüber vom Bett, die gerade noch vom Laternenlicht erreicht wurde. Unhörbar mein Herzschlag, unhörbar meine Gedanken. Glück schwebte über mir und durch mich hindurch; wenn man Glück überhaupt verdinglichen kann. Vielleicht war

es auch der leichte Wind, der durchs offene Fenster drang und das Laternenlicht flackern ließ.

Im Schein der Erinnerung blicke ich Stunden zurück – durch den Lichtschein, durch die Dunkelheit –, reise ich zurück zu dem Moment, der einer der wenigen Erinnerungswürdigen ist. Tatsächlich gibt es nicht viele Momente, von denen ich glaube, daß sie mir bis zum Ende meines natürlichen Lebens im Gedächtnis bleiben werden. Interessant ist, daß es stets Erinnerungen der Extreme sind, besonders schlechte oder gute, jedoch nie Gemäßigte: Wie ich zum ersten Mal küßte; die Schuld, als ich meinen Bruder schwer verletzte; die einmalige Ohrfeige meines Vaters; das Impornieren vor den Mädchen im Schulsport; der erste Besuch eines Konzerts; die Angst zu Sterben, als ich während einer geologischen Kartierung die Felsen hinauffletterte – und die ruhigen Nächte, die darauf folgten; die erste Berührung mit Annies Hand in der Straßenbahn; einige ganz besondere Wachträume; die Zufriedenheit beim Leben in meiner ersten Wohnung; die Winternächte voller Ungeduld, wenn Annie zur Bushaltestelle kommen sollte; wie mir Annie im Graublattal erstmalig erscheint; und zuletzt: wie ich Annie vor Kurzem auf der Insel Jbyko wieder in meine Arme schließen konnte.

Vom Boot aus bin ich mit dem kleinen Rucksack in der Hand geeilt, um der Erfüllung meines Verdachts nachzugehen. Da war der Weg, der Abzweig, die Bank, das Feld, dann, nach wenig Strecke, sehe ich das Häuschen. Ich halte meinen Lauf inne und gehe den restlichen Weg aufmerksam voran, ständig in alle Richtungen schauend. Immerhin gebietet mir mein Verdacht nicht, übereifrig und gefahrenfreudig voranzustürmen!

Noch zwanzig Meter bin ich vom Haus entfernt, da wende ich mich nicht länger gerade auf die Tür zu, sondern verlasse den Weg; umgehe das Haus in einem Bogen, um auf dessen Rückseite zu schauen. Unter dem Birnbaum steht sie und sammelt gerade, in ihrer Haltung von mir abgekehrt und der Arbeit zugetan, einige der heruntergefallenen Früchte in ihre weiße Schürze ein, die sie um das braunweiße Kleid gebunden hatte.

Wieder erstarre ich, nur wenige Schritte von ihr entfernt. Das braune Haar, geschmeidig gleitet es ihren Hals herab, um sich um die Schultern zu winden wie Efeu um einen Esche. Die schlanke Figur, die Taille, die unbeschmutzten Füßchen, die nackend im Gras treten ... – all das habe ich in dieser Form noch nie gesehen, wennschon ich Anniek genau kenne und sogar von ihrem Körper träume! Wie nur ist es möglich, sich immer wieder aufs Neue in die gleiche Person zu verlieben?

Sie muß mich bemerkt haben: Behutsam erhebt sie sich und dreht sich mir zu, mit beiden Händen die zwei Zipfel ihrer Schürze haltend, daß sie nicht die getürmten Birnen freigeben. Ein Gesichtsausdruck, als habe sie eine grüne Sonne erblickt, vor dessen Scheibe ein fliegender Maulwurf tanzt, ist die Antwort auf mein ebenso verblüfftes Gesicht. Zu jeder Sekunde – und genau das soll mir bis zum Ende meiner Tage im Gedächtnis behalten bleiben – spüre ich Schwindel und will umstürzen. Aber meine Beine halten mich aufrecht. Es ist wohl eine Art Verknüpfung aus Gedankenflucht und Standhaftigkeit, der ich weder mit Kontrolle noch Verständnis entgegen kann.

Zuweilen erfahre ich solche Momente, die andere Menschen für undenkbar an sich selbst halten: Momente, in denen man die Schärfe der Sinne einbüßt und gegen ein Bündel von Verzweiflung, Mißverständnis, Aufmerksamkeitschwäche und Ziellosigkeit eintaucht. Ich schäme mich wegen dieser Umpolung meiner Gesinnung nicht – vielmehr zeigt sie mir, auf welche Weise ich mein Dasein außerdem ausleben kann, obschon ich nicht auf einen dauerhaften Zustand hoffe. Gelegentlich kommt mir diese Form der »Entsinnung« ganz gelegen, z. B. wenn ich mich Mitternacht daran setze, meine Schriften fortzusetzen. Ein Glas Kakao, ein Bild von Anniek und ein Stift auf Papier. Was daraus wird, liest man in diesem Augenblick.

Jedenfalls lenke ich mein Versuchen wieder auf Einregelung der normalen Umstände, mit anderen Worten, ich versuchte wieder zur Besinnung zu kommen. Mein wissenschaftlicher Verstand kehrt zurück und macht sich daran herauszufinden, in welcher Weise Annieks Erscheinung selbst zur Wirklichkeit steht. Das heißt, es durchdringen mich Überlegungen, ob ihre Echtheit anzunehmen sey oder es sich um eine meiner Wahnvorstellung handelt. – Es dauerte nur wenige Sekunden, dann befand ich sie für echt und ließ mich überzeugen, daß nichts Großartigeres hätte geschehen können.

Kurz darauf fallen wir uns in die Arme und es ist wie eh und je: Einen einzigartigen Körper in den Händen zu halten, der mir geistig so nahe steht, wie nichts anderes, im Leben wie auch im Nachleben.

Obwohl ich nicht an den Schöpfungsakt durch ein vorsätzlich handelndes, übernatürliches Wesen glaube, sondern an die Evolution aller Lebewesen aus den Genen ihrer Vorgänger und Vorstufen, fällt es mir schwer, angesichts Annie's Wunderbarkeit nicht an konstruktiven Determinismus zu denken: Wird nicht ein Puppenschnitzer oder Erbauer eines Roboters oder einer anderen künstlichen Lebensform stets darauf bedacht sein, sein Konstrukt, das Ergebnis seines Werkens, so zu formen, daß es möglichst ästhetisch aussieht? Wenn ein Maler sich ohne Motiv daran macht, das Bildnis einer hübschen Frau zu zeichnen – wird er nicht dasjenige Antlitz entwerfen, das er in seinem Inneren für das schönste hält?

Nun, Annie ist das Ergebnis dieser zauberhaften Kunst, auch wenn der »Hersteller« unbekannt bleibt, oder wenigstens als ihre Eltern eingesetzt werden müssen. Aber um die geht es hier nicht. Wie nur kann ich verstehen, daß Annie mir als der Inbegriff meiner Sehnsüchte und Vorstellungen über die anreizendste Person überhaupt so nah sein kann? Und ich ihr so nah sein darf?

Und auf welche Weise kann ich die überwundene Ironie deuten, genau die Person so unermesslich zu begehren, die mir am nächsten steht? Wer sonst kann von sich behaupten, mit demjenigen Partner zusammen sein zu können, der seinem Ideal entspricht? Trifft man nicht viel zu oft im Leben nur die »zweite Wahl«, weil das eigentliche Ideal, der Gipfel eigener Bedürfnisse, unerreichbar ist und unerreichbar bleibt?

Ich schließe fest die Augen und rieche an ihrem Haar. Die Birnen fallen zur Erde und mir auf die Füße in jenem Moment, wie auch sie die Arme um mich legt und ihre Wange an meine Brust. Meine Hände tasten sich über ihre Schultern zum Rücken hinunter und fühlen die durchdringende, von ihr ausgehende Wärme; so als habe sie überhaupt keine Kleidung auf dem Leib.

So gerne nehme ich ihren Geruch auf und lasse ihn einwirken. Allein das hätte mich für alle Tage befriedigen können. Nach dem Öffnen meiner Augen fahren die Blicke über ihren Torso, dann bis zu den Zehenspitzen. Ein solches Kleid sah ich nie

zuvor an ihr. Und so einfach wie es gewoben und gefärbt ist, so sehr gefällt es mir, erregt sie meine Sinne mit ihrem bloßen Dastehen.

Wer auch immer glitzernden Schmuck für anziehend hielt, Goldbarren oder die seit der Kindheit vermittelte Vorstellung, Royalität hätte etwas Erstrebenswertes an sich; all denen sey gesagt: Was ihr vom Leben zu verstehen glaubt, ist mehr als Illusion, ist gar nichts! Was lebt daran? Was lebt an Metall? An einzigartigen Gegenständen? Was lebt an einem Status? – Nicht das geringste! Nichts von dem könnt ihr mitnehmen in die Nachwelt; könnt sie umkrallen in eurem kurzen Leben und eure Zeit damit vertun, es liebzuhaben. Und was verbleibt euch letztlich? Doch nicht mehr als zum Zeitpunkt eurer Geburt.

Die Götter lachen gleichermaßen wie die Außerirdischen, die uns mit einem gewaltigen Teleskop betrachten. Sie lachen über unsere einfältige Vorstellung von Reichtum und Glück; unseren beschränkten Blick auf die Zukunft und die Wesentlichkeit der natürlichen Gaben um uns herum. Und sie weinen auch, weil wir Menschen zu mehr fähig sind. Die Menschheit ist nichts weiter als die Bühne einer Komödie, nicht wert ernst genommen zu werden. Aber über mich ... lachen sie nicht.

»Ich habe dich so sehr vermisst! Ich habe mich verlaufen und bin dann hier gelandet! Ich liebe dich so sehr.«; ein paar Tränen dringen aus mir hervor und verschmelzen mit Annieß, als sie auf ihr Kleid tropfen.

»Und ich ... war einfach hier. Habe geschlafen und mich gefragt, wo du bist. Hatte Sorge um dich, ob dir etwas zugestoßen sey!«

»Was kann mir geschehen, nachdem ich die Liebe durch dich erfahren habe?« – Mit beiden Händen umgreife ich ihre Wangen und hebe ihr Gesicht an; unsere Nasenspitzen berühren einander: »Die Liebe zu dir macht mich unsterblich, Annieß.«

Ich presse die Worte so erschütternd hervor, daß ich urplötzlich einen Instinkt verspüre, mein Maul zu öffnen und sie wie ein Raubtier zu verschlingen; sie in mir »aufzunehmen«; sie, die Quelle meiner Kraft und meines Lebens. Es mag keinen folgenden Augenblick in meinem Leben gegeben haben, an dem ich meine Liebe zu ihr deutlicher gespürt habe.

Kurz vor dem Schlafengehen bringt sie die Birnen und sonstigen Beschaffungen, die ich in der Stadt besorgt hatte und noch immer im Boot lagen, herein. Sie erzählt, daß sie nach dem Zubettgehen am Ufer dieser Insel aufgewacht sey. Angef-

leidet mit dem, das sie trägt. Ihr erster Blick reichte aufs Meer und sie fühlte sich allein, denn es zeigte ihr in jeder Richtung nur das weite Wasser. Erst Sekunden später verinnerlichte sie, auf einer Landfläche zu sitzen und erkundete daraufhin verwundert die Insel. Das Häuschen entdeckte sie recht schnell, was ihr ein Gefühl davon gab, nicht der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Als sie am Birnbaum vorbeiging, so beschrieb sie mir weiter, sah sie die Früchte und kam nicht daran vorbei, sie aufzusammeln. Von einem Ruderboot mit ihrem Rucksack darin oder gar einem Wandeln in Fornburg, woraufhin ich sie angesprochen hatte, weiß sie nichts. Nach einem einfachen Mahl gehen wir vor Erschöpfung früh zu Bett. Sie schläft an meiner Seite ein, an der sie im Moment noch immer ruht.

Wenn sie schläft, erscheint mir Anniek noch unheimlicher als wenn sie wacht: Ihre seltsame Aura dringt aus ihr unbegrenzt hervor, schwebt herum, als würde ihre Seele aus ihrem Mund hervorschauen und mit vorgestreckten Tentakeln fühlen, und im nächsten Atemzug schon wieder scheu in ihr verschwinden. Dann ist sie wieder, wie eine Schlafende sein sollte.

Die durch Bewegungsstarre unterstützte Leblosigkeit einer im Schlaf befindlichen Person trägt dazu bei, sie wie eine in Stein gehauene Figur anzusehen; im Fall von Anniek wie eine übergroße Götter-Statue, vor deren Anblick man sich als unwürdig befindet, mit ihr ein gleichberechtigtes Gespräch zu führen.

Gleichzeitig besänftigt mich ihr ruhiges Wesen ungemein. In diesem Moment, wie ich bei ihr liege und dem sich hebenden und senkenden Brustkorb fasziniert zuschaue, ist mir unvorstellbar, in Jähzorn zu geraten. Jegliche Gewaltigkeit und jeder Impuls, gleichwohl ich die Kraft dafür von ihr erhalten habe, sind ausgeflogen und nicht länger gegenwärtig. Mein Körper scheint zu einer hohlen, atmenden Hülle ohne Identität zu werden; ich drohe mich aufzulösen im nahen Schlafgang. Welch' wundersamen Effekt hätte ihr Beisein wohl noch auf mich?

Durch das überaus erfreuliche Wiedersehen und die intensive Beobachtung ihres schlafenden Gesichtes bin ich mir sicher, daß mich Therak in eine Traumwelt führen wollte, die von Anniek als Motiv durchnetzt ist. Stattdessen träumte ich von einer anderen Person, nämlich Gefion, die ich nun das letzte Mal seit unserer erst einmaligen Begegnung in einem Traum sehen sollte:

In meinem Traum befinde ich mich wieder im Büntergrashof, so als sey ich nie aufgebrochen und schließlich hier in Fornburg gelandet. Ich bewege mich schlaftrunken die Treppen hinunter, gehe ins Bad und schaue auch in die Küche. Erst im Wohnraum treffe ich auf sie und erkenne sie sofort als eine andere denn Anniek an. Erstaunlicherweise gibt sie sich wenig überrascht und verhält sich so, als wären wir uns schon Jahre bekannt und enge Vertraute. Da ich in ihr keine Gefahr sehe, frage ich sie unmittelbar:

»Woher kommst du, Gefion?« – »Aus dir!«, antworte sie ebenso rasch wie ich die Frage genannt habe. Und ich meinerseits erwartete genau diese Antwort – nicht, daß ich das irgendwie erklären konnte! Denn so widersinnig es klingt, entstammte sie in der Tat mir, wusste aber gar nichts von mir und hatte auch sonst keine meiner personifizierenden Eigenschaften übernommen; sie war eine eigene Lebensform.

Nun stelle ich ihr die Frage, wieso es sie überhaupt gibt; wieso ein Grund besteht, daß sie aus mir kommen müsse. Schon immer sey sie da gewesen, schon immer ein Teil von mir. Auch diese Worte erahnte ich voraus und waren nicht neu für mich. Wie sie zuvor in einer dunklen Höhle gelebt, so gab ich ihr nun die Freiheit eines ganzen Planeten.

Gefion ist keine unansehnliche Frau. Sie trägt Züge von Anniek, obschon nicht in jener Kombination, die mich an Anniek fesseln. Ein grauer, kurz über den Knien endender Rock bedeckt ihren Unterleib, Schuhe trägt sie keine. Ihren Oberkörper bekleidet ein gelbes Hemd mit Holzknöpfen und darüber eine eng anliegende Weste. – Eine Kleiderwahl, die nicht unbedingt meinem Geschmack entspricht. Das zerzauste, dunkelblonde Haar ist nur ungenügend gekämmt, insgesamt wirkt ihr Auftreten so, als sey sie, wie ich, kurz zuvor aufgestanden.

Die ganze Zeit überlege ich, an wen mich ihre Gesichtsform erinnert; sey es drum, mir fällt niemand ein. Nicht einmal meinem Gesicht ähnelt es, wo sie doch so oft betont, daß sie aus mir »gekommen« sey. Während unseres Gesprächs, dessen Dauer mir wie eine Stunde vorkommt, frage ich sie über sich aus und erfahre dadurch u. a., daß sie wie ich dem Konzept des Gefionismus folge. Allerdings seien ihre Götter nicht Theraf und Jhadar (so wie die meinen), sondern hießen Dorban und Ao. Dorban steht für Natur=Erscheinungen, darunter Regen und fließende Ge-

wässer, die Abgründe des Meeres und der kalte Wind auf ihm. Ein besonderes von Dorbans Attributen ist die winterliche Kälte. Ao dagegen steht für die Stillung von Sehnsucht und die Erfüllung inniger, auch erotischer Wünsche. Ihre besonderen Attribute sind die Hingabe und Zuversicht.

Ich respektierte diese Wahl der Götterfiguren durchaus; immerhin hat jeder gläubige Befionist die Wahl, aus dem Reigen von neun Gottheit zwei auszuwählen; zwei, die speziell auf ihn passen.

Aber nicht nur die Wahl ihrer Götter fasziniert mich: Sich mit ihr über das Langweiligste zu unterhalten, ist bereits durchaus aufregend. Das liegt mitunter an ihrer einzigartigen Erzählweise, dem kraftvollen, dringenden Laut, mit dem sie jedes Wort formt und auf die Reise schickt.

Dafür, daß Befion aus mir >geboren< worden war, zeigt sie sich als eigenartig vollständiger Mensch. Nicht eine unreife Disposition, die sie angreifbar werden läßt, kann ich feststellen, so sehr ich auch suche: Stichle ich in ihrem Wissen, entgegnet sie mit Erfahrung; reizt sie mit kritischen Bemerkungen über ihre Ansichtsweise, gibt sie Verständnis entgegen und beruhigt mich wieder, sodaß es mir unmöglich wird ihr nachtragend zu sein.

Insgesamt läßt sich Befion als das widerspenstigste und haltbarste Gesprächswesen bezeichnen, mit dem ich je in Dialog treten durfte. Ihre Antworten hatten etwas von reaktiven und selbstzweifelnden Eigenheiten, daß so etwas wie das Gewissen am nächsten kommt, das sie mir ist; vielleicht ist sie wirklich mein Gewissen und ich spreche tatsächlich die ganze Zeit mit mir selbst? Jedenfalls ist es eine Freude, sich mit ihr zu beschäftigen. Und doch macht sie mir verständlich, daß sie niemals wieder nach Erwachen aus diesem Traum mit mir sprechen können werde.

Ich hege den Verdacht, daß diese abweisende und verabschiedende Haltung auf mich zurückzuführen sey, wo doch noch immer die ungeduldige Entzückung über Annieks Wiedersehen aus meinen Augen lodert und alles verzehrt, das nicht in dieses von mir allein angenommene Konzept gehört.

Und tut es mir nicht leid, daß ich sie nicht näher kennenlernen darf? Wäre sie ein ausdauernder Gesprächspartner gewesen, wenn ich ihr nur die Chance gegeben hätte? Wenn Anniek nicht zurückgekehrt wäre? Unmöglich für mich, darüber eine Meinung zu haben – als würde man sein eigenes Gewissen verleugnen und das

kleine bißchen Wahnsinn (das im Übrigen in jedem Menschen schlummert) als seinen einzigen Befehlshaber einsetzen; ihm Treue schwören und sich dafür auch von der allgemein belebten Welt der Vernunft verabschieden.